

Freitag, 2. Mai 1947

CHRISTLICHE KULTUR

11. Jahrg. Nr. 18

„From a christian angle“

Eine parlamentarische Initiative — in England

D. Der «Catholic Herald» vom 18. April brachte an der Spitze eine sensationelle Nachricht: 56 Mitglieder des englischen Parlaments haben eine Gruppe gebildet, um die wirtschaftlichen Probleme unter christlichen Aspekten zu studieren und einer christlichen Lösung entgegenzuführen. Von den 56 Männern gehören 6 dem Oberhaus und 50 dem Unterhaus an. Sie bezeichnen sich als «socialist christian groupe» und sind fast ausschliesslich Mitglieder der Labourfraktion beider Häuser. Ausgangspunkt ist für sie der in der «Times» vom 21. Dezember 1940 veröffentlichte Brief, in dem der damalige Kardinal Hinsley namens der Katholiken, die Erzbischöfe von Canterbury und York für die englische Hochkirche, sowie der Präsident des «Free Church Council» ein christliches Wirtschafts- und Sozialprogramm proklamiert hatten. Praktisch stimmte jene Kundgebung Punkt für Punkt mit der Soziallehre der katholischen Kirche und insbesondere mit der Enzyklika «Quadragesimo Anno» überein. Zu den 56 zählen die Katholiken Lord Holden, Stokes, Delargy, Mellish und McKay, also eine Minderheit.

Man wird gut tun, erst einmal die nächsten Schritte dieser Gruppe abzuwarten und nicht in den peinlichen Fehler zu verfallen, die Kundgebung schon zu einer Erfüllung grosser Versprechungen zu machen. Programme versprechen oft mehr, als Menschen vermögen oder wirklich auch zu geben gewillt sind. Aber es ist ein Ereignis, dass sich im Rahmen des ältesten der Parlamente überraschend viele Köpfe finden, die eine Verpflichtung fühlen, mit ihrem Christentum im Bereiche der Wirtschaft ernst zu machen, und die dieser Verpflichtung auch öffentlich Ausdruck geben. Noch interessanter ist wohl, dass das Bekenntnis — denn darum handelt es sich — von Mitgliedern verschiedener Kirchen abgelegt wird, und dass in der Gruppe auch die kleine Minorität der Katholiken zugelassen ist, ja recht eigentlich führend zu sein scheint. Drittens aber dürfte bedeutsam sein, dass das Ereignis in der Labourparty eintreten konnte, die heute nicht nur die stärkste politische Gruppierung der kleinen Leute und des mittleren Bürgertums ist, sondern auch massgebende Kreise der aristokratischen Oberschicht erfasst. Früh schon haben eben Earles und Lords ihre Söhne in die Labourparty gesteckt. Das geschah allerdings nicht, damit dort ihre Nachfahren zu sozialistischen Menschen heranwachsen. Denn die Absicht ging recht eindeutig darauf hinaus, in der aufstrebenden Arbeiterpartei einen konservativen Sauerteig zu bilden. Gelegentlich sprang aber auch ein konservativer Spross aus der Reihe und wurde ein überzeugter Labourmann. Zweifellos ist auch auf diese Infiltration nicht nur die interessante von «links» bis «rechts» reichende personelle Struktur der Labourparty, sondern auch ihre in der grossen Linie unmarxistische Haltung zurückzuführen. Der englische «Sozialismus» darf darum mit den Bewegungen und Parteien gleichen Namens auf dem europäischen Kontinent keineswegs identifiziert werden. Deshalb soll auch

das «sozialist» in der Firma «sozialist christian groupe» nicht irritieren. Offenbar hat hier das Wort wirklich die Bedeutung von «sozial», so dass eine Skepsis gegenüber der Kundgebung der 56 kaum angebracht sein dürfte.

Was aber wollen die christlichen Erneuerer? Auf konkrete Forderungen legen sie sich nicht fest, sondern bestimmen ihre Haltung, sobald die einzelnen Probleme an sie herantreten. Das aber soll geschehen «from a christian angle» («von einem christlichen Standpunkt aus»). Es wird also vorausgesetzt, die Mitglieder der Gruppe seien so stark von den christlichen Wahrheiten überzeugt, dass es ihnen möglich werde, in der wirtschaftlichen und sozialen Wirklichkeit den dem Evangelium gemässen Weg zu finden. Dass sie sich ausdrücklich auf die Erklärung der kirchlichen Führer Englands vom 21. Dezember 1940 beziehen, verrät immerhin, wie sehr sie sich auf ein Leitmotiv verpflichtet wissen, das nach der ausführenden Tat verlangt. Im übrigen verbürgt der angelsächsische Realismus, dass es nicht bei verbaler Manifestation bleibt. Dieser allzu dominierende Realismus ist es gerade, der den Zusammenschluss der 56 motiviert, um den Primat des Geistes voranzustellen. Darum heisst es im wichtigsten der 6 Punkte der Gruppenerklärung:

«No satisfactory way of life, individuel or social, can be evolved without due regard for spiritual values. This does not mean that Christian Socialists underestimate the importance of decent material surroundings. But we desire material improvements mainly for ethical reasons — so that everyone may enjoy a fuller and richer life, spiritually and culturally as well as economically.»

Die Erklärung bezieht also Front gegen den Materialismus in jeder Form — auch in der Praxis der Labourparty — ohne zu verkennen, dass die Materie nun einmal die Substanz ist, von der das physische Leben auch abhängt. Die Materie aber muss sich den sittlichen Gesetzen unterordnen.

Die Initiative der 56 hat keine neuen Wahrheiten aufgedeckt. Seit Jahrzehnten werden die Statthalter Christi nicht müde, sie immer wieder den Menschen mündgerecht zu machen. Aber auch die Sprecher der anderen christlichen Kirchen lassen Kundgebung auf Kundgebung folgen. Darum gibt es im Hinblick auf die wirtschaftliche und soziale Gestaltung der Zukunft viel mehr Uebereinstimmung unter den christlichen Kirchen, als ein oberflächliches Urteil glauben machen könnte. Allein schon die mehrfach zitierte Erklärung vom 21. Dezember 1940 dürfte Beleg sein. An den Verantwortlichen in Staat und Gesellschaft aber ist es, die Uebereinstimmung ihrer kirchlichen Oberhirten in die Tat umzusetzen. Darum könnte die Initiative des «socialist christian groupe» in England beispieldhaft werden.



Josef Jäger: Madonnenstatue aus Holz in der Klosterkirche von Ingenbohl

Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert*

Der Protestant Fritz Buri schreibt in einer Rezension über das neue Werk K. Barths: «Es ist vielleicht ... seit dem Römerbrief das gefährlichste, weil einnehmendste, verführerischste Buch Barths» («National-Zeitung», 6. April 1947). In der Tat hat der weit über das protestantische Lager hinaus bekannte Basler Professor der dialektischen Theologie ein Bild von der protestantischen Theologie im 19. Jahrhundert entworfen, das etwas überaus Gewinnendes und — wir glauben es gern — für den einen oder andern vielleicht auch etwas Blendendes und Berückendes hat.

Mit einem feinen und herzlichen Verstehen der grossen geistigen Zusammenhänge, mit vornehmer Aufgeschlossenheit für die konkreten theologischen und anti-theologischen Gestalten mit ihren besonderen Konturen und

* Karl Barth, Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert. Ihre Vorgeschichte und ihre Geschichte. 611 S. Leinen, Fr. 27.—. Evangelischer Verlag A. G. Zollikon — Zürich.

mit einer überraschenden Grazie auch noch in der tiefstgehenden Kritik, zeichnet Karl Barth in ausserordentlich farbiger und plastischer Sprache die geistige und kulturelle Lage des 19. Jahrhunderts. In einer weitausgreifenden «Vorgeschichte», die seltsamerweise mit 378 Seiten den grösseren Teil des Werkes ausmacht, wird in grundlegenden Kapiteln: Der Mensch im 18. Jahrhundert; das Problem der Theologie im 18. Jahrhundert; die protestantische Theologie im 18. Jahrhundert, der Ausgangspunkt geschaffen zum Verständnis der neuanebrechenden geistigen Strömungen und Wandlungen. «Der Mensch», heisst es da, «der uns aus all den unter sich so verschiedenen Menschengesichtern dieses (18.) Jahrhunderts mehr oder weniger deutlich, mehr oder weniger offen oder drapiert überall anblickt, ist der absolutistische Mensch, «der keinen Kaiser mehr hat» (S. 24), der absolute Fürst und «sein legitimer Bruder, sein alter ego, der ihm folgen musste wie der Schatten dem Licht, wie der

Donner dem Blitz, ... der absolute Revolutionär» (S. 31), der Mensch mit dem grossen «geistigen Eroberungstrieb» und «moralischen Selbstvertrauen», der aufgeklärte Mensch, der «viel Besseres zu sagen und zu bieten hat» als Pfarrer und Papst, der Mensch, der seine eigene Kraft, sein Können und Verstehen, entdeckt und sie als Letztes, Eigentliches und Absolutes versteht.

Im Glauben an die Allmacht des menschlichen Vermögens tritt der Mensch des 18. Jahrhunderts auch an das

Christentum

heran. Die Kirche gerät in die Hände des omnipotenten Menschen. Die weithin verstandes-mässige Kritik an Kirche, Bibel und Dogma führt zur Bezweiflung oder offenen Negierung der Offenbarungswahrheiten. Die christliche Lehre wird humanisiert, der Gesetzgebung der Vernunft, sei es der rein rationalen oder der durch die Romantik erweiterten, unterworfen und damit auf die Lehre einer religiös bestimmten Philosophie reduziert. Oberster Wahlspruch ist: «Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!» (Kant in einem Aufsatz aus dem Jahre 1784 über die Frage: «Was ist Aufklärung?»). Der Theologe ist auf dem Rückzug. Bevor er sich überhaupt zu reden getraut, schielt er immer zuerst nach aussen, auf die Bewegungen in der Welt. In wundervoller Lebendigkeit erscheinen auf der Bühne die grossen Heroen dieser Zeit: ein Rousseau, der Anführer der neuen Zeit, dieser neue Erzieher, der sich entschlossen hat, sich nur noch «an das vor aller Augen geöffnete Buch der Natur zu halten»; ein Lessing, der von der hohen Warte des weisen Aufklärers, des wahren Freimaurers aus, der Kirche, dem Christentum, der christlichen Theologie guten Rat geben will und auf die Zeit eines neuen, ewigen Evangeliums hofft; ein Kant, der mit seiner Kritik der Vernunft wie ein Kopernikus an der Wende der Zeit steht; ein Herder, dem Religion «die höchste Humanität des Menschen» ist; ein Novalis, der das «Amen des Universums» in der Liebe sieht; ein Hegel, «der Aufklärungsphilosoph mit dem völlig guten Gewissen», der in seiner Philosophie den «Schlüssel zu allen Schlössern gefunden» hat.

Auf dem Hintergrund dieses Zeitgemäldes des 18. Jahrhunderts treten nun

die Theologen des 19. Jahrhunderts

so plastischer in Erscheinung. Den Reieröffnet Schleiermacher, der protistische «Kirchenvater des 19. Jahrhunderts», von dem K. Barth sagt: «Wer von dem er von dieser Erscheinung ausgegangen und noch ausgeht, nichts gemerkt — ja ich möchte fast sagen: wer ihm wäre, der mag in Ehren andere nicht bessere Wege gehen, er sollte es lassen, gegen diesen Mann auch nur aufzuheben. Wer hier nie geliebt nicht in der Lage ist, hier immer eben, der darf hier nicht hassen.» In Chorführer Schleiermacher folgen des 19. Jahrhunderts! Männer verschiedenen Gesichts! Wir blubigen Blumhardt neben dem Feuerbach, den Pietisten Thoma Rationalisten D. F. Strauss, der Marheineke neben dem Ritschl, den engstirnigen Vilmar neben dem romantischen J. Ch. Hofmann, den Schweizer neben dem hermanischen Namen zu, auch den feindlichsten dialektischen Theologie, gerecht zu werden. Er nur möglich, noch ein Anliegen herauszuhören, Fall — wenigstens

sich noch am Sosein dieser Theologen zu freuen.

Diese Haltung Barths überrascht wohl manchen, und nicht ohne Grund. Es scheint auch, dass Barth mit dem Buche etwas gut machen wollte, was er selber da und dort verschuldet hat. Er schreibt nämlich in der Einleitung: «Der sachliche Grund dieser Veröffentlichung besteht darin, dass ich immer wieder Anlass habe, den heute Jüngeren und Jüngsten unter den protestantischen Theologen eine etwas andere Einstellung und Verhaltensweise zu den uns unmittelbar vorangehenden Zeiten der Kirche zu wünschen und nahezulegen als die, die sie nun doch im Missverständnis der von mir empfangenen Anleitung oft und hitzig genug für normal zu halten scheinen. Ich sähe es gerne, wenn sie denen, die vor uns waren, bei aller Grundsätzlichkeit der Abgrenzung ihnen gegenüber ... nun doch mehr Liebe zuwenden würden» (S. VI). Barth sucht seine «liebende Haltung»

theologisch zu rechtfertigen.

«Geschichtsdarstellung kann nicht Gerichtsverkündigung sein. Es wäre denn, dass wir durch prophetische Inspiration legitimiert wären zu der Voraussetzung, dass unsere Gegenwart nicht nur recht haben könnte, sondern recht habe.» «Einen andern hören, heisst jedesmal, das eigene Anliegen suspendieren, um für das Anliegen des andern offen zu sein» (S. 9/10). Barth will «keine theologischen Waffen schwingen» oder sich an einen Ort stellen, von dem aus er nach einem bestimmten Massstab über das Geschehene zu Gericht sitzt. Er warnt vor der Art, wie ein Professor Emil Brunner in seinem Buch «Die Mystik und das Wort» «mit dem Massstab reformatorischer Theologie bewaffnet, Schleiermacher in ein Verhör nimmt, aus dem er als Verurteilter hervorgehen muss, bevor er angefangen hat» (S. 7). So ist es nicht erlaubt, anzunehmen, dass es den Vertretern des 19. Jahrhunderts — von dem man sagt, dass es eine Zeit sei, «in der Gott seine Hand von der Kirche abgezogen habe» — «letztlich und entscheidend um etwas anderes gegangen sei, als eben um Erkenntnis und Bekenntnis der christlichen Offenbarung» (S. 13), selbst «wenn wir zu solchem Verdikt tausend Gründe hätten» (S. 14).

Aus dieser Haltung des Verfassers heraus ist einigermassen das Ueberraschende, um nicht zu sagen Unbegreifliche, zu verstehen, dass z. B. noch ein David Friedrich Strauss in Schutz genommen wird, der doch «seiner Zeit, weithin sichtbar und ohne es zu verleugnen, das Bild des ungläubig gewordenen Theologen geboten»; der sich in einem seiner Briefe rühmt: «Ich habe hier (in der Glaubenslehre) den Theismus von allen Seiten umzingelt und benannt und bin unverdeckt mit der pantheistischen Sprache herausgegangen», der Gott und der Kirche noch über das Grab hinaus zürnend «sich jede Beteiligung eines Geistlichen bei seiner Leichenfeier schon 10 Jahre vorher verboten» (S. 495). 1839 hatte das gläubige Zürchervolk durch einen Putsch und den Sturz der Regierung verhindert, dass D. F. Strauss den Lehrstuhl für Kirchengeschichte und Dogmatik an der Zürcher Universität antreten konnte. Das gläubige Volk wollte keinen Theologieprofessor, der offen erklärte, Theologie könne nur noch produktiv sein, indem sie destruktiv sei. Dazu meint K. Barth: «Dass man ihn nicht zum Theologieprofessor machte, sondern ihn selbstgerecht und allzu unruhig extra muros verbannte, das ist ... in der Tat schliesslich doch ein Skandal gewesen» (S. 515).

Diese ungewohnte

Geschichtsinterpretierung

von Strauss, die nur ein Beispiel ist für verschiedene andere, hat ihren letzten Grund in

der Theologie K. Barths. Der christliche Glaube ist für K. Barth nicht eine schlechthin «bekannte Grösse», an der man die Theologen der Vorzeit einfach messen kann. «Der christliche Glaube ist keine Instanz, die wir andern gegenüber auszuspielen in der Lage sind» (S. 14). «Kirche bedeutet, dass die ewige Offenbarung nicht nur überhaupt in die Zeit, sondern auch in die Folge und in den Wechsel der Zeiten eingegangen ist» (S. 14/15). Christlicher Glaube ist keine unwandlungsfähige Grösse. So schreibt K. Barth in seiner «Kirchlichen Dogmatik»: Die Einsichten der Kirche, der Konfession, sind immer nur «bis auf weiteres verpflichtendes, bindendes und massgebendes Wort» (I, 2 S. 737). Jede kirchliche Konfession ist nur «Etappe auf einem Weg» (ebd. 739), die als solche durch eine veränderte Konfession unter Umständen überboten werden kann. «Was wir als Dogma (Glaubenssatz) kennen, das ist grundsätzlich fehlbar und also überbietbar und veränderlich» (ebd. S. 737). Ich kann darum die «anderen» nicht einfach vor meinen Richterstuhl zitieren und ihrer Theologie unter Anwendung dieser oder jener Massstäbe die Christlichkeit zu- oder absprechen. Ich habe «weder Kanonisierungen» auszusprechen, noch «Erledigungen und Begräbnisse» auszuführen. «Von allem vermeintlichen Schonwissen» der Geschichte gegenüber haben wir uns «immer wieder in die Bereitschaft, neues zu vernehmen, zurückzuziehen» (S. 8).

Weil das Geschichtsverständnis und vor allem die Geschichtswertung bei Karl Barth zu tiefst von seiner

theologischen Auffassung,

die sich in einer ewig dynamischen Dialektik

bewegt und dem Subjektivismus ein weites Tor öffnet, abhängig gemacht werden, so ist nicht zu verwundern, dass sein entworfenes Geschichtsbild des 19. Jahrhunderts und die oft so plastischen und farbenfrohen Einzelzeichnungen doch manche eigenwillige und eigenartige und — von unserem Standpunkte aus — manch falsche Züge enthalten. Den hohen Vertretern der Theologie oder Antitheologie wurde zuweilen das Antlitz stark nach einer andern Himmelsgegend hingewendet, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauten. Und wenn Barth auch bemüht war, in voller Ritterlichkeit allen gerecht zu werden, so ist es auch ihm nicht gelungen, was er einem Schaeders, Troeltsch, Eiert, Brunner, Przywara gegenüber zu tun versuchte, nämlich seine eigene Dogmatik «unter dem faltenreichen Gewand» des Kirchenhistorikers zu verbergen. Die ganze Sympathie Barths ist doch bei denen, die all die friedlichen Systeme ad absurdum führen und die glückliche Harmonie zerreißen. Da ist ein theologischer Aussenseiter und Christusleugner Strauss wegen seiner scharfgestellten Fragen an die überkommene Theologie K. Barth noch lieber als der «fromme» und kirchlich-denkende A. Schweizer, dessen «Vermittlungstheologie» durch ihre «Wohnlichkeit» ... «an das Natur und Gnade, Christentum und Antike in ähnlicher Weise versöhnende System des Thomas von Aquino» erinnert (521). Aber, um gleich ritterlich zu sein wie Karl Barth, möchten mir doch über dem Negativen nicht das Gute und Schöne übersehen, das er uns in so begeisternder Sprache zu sagen weiss.

Eine heilige Agnes des 20. Jahrhunderts

Die Woche im Vatikan

Ein schlichtes Leben

Von den an grösseren und kleineren Ereignissen reichen Woche sei diesmal nur eines, das schönste hervorgehoben: Die Seligsprechung der jugendlichen Märtyrerin der Unschuld, Maria Theresia Goretti.

Ein strahlend blauer Himmel wölbte sich am 27. April über der Ewigen Stadt und der Kuppel von St. Peter. Aus ganz Italien waren Pilger nach Rom gekommen, darunter die endlosen Mädchenscharen der katholischen Aktion Italiens, vor allem aus jenen Provinzen, mit denen die neue Selige, die noch nicht 12-jährige Maria Theresia, durch ihren Geburts- oder ihren späteren Wohnort auch heimatlich verbunden war. Geboren wurde sie am 16. Oktober 1890 zu Presagna, in der Nähe der adriatischen Meeresküste; den grössten Teil ihres kurzen Lebens verbrachte sie in Colle Giannetto und Conca, in der Gegend der ehemaligen pontinischen Sümpfe, in der Nähe von Nettuno, an der thyrrhenischen Küste.

Dort erlag ihr Vater sehr bald der Malaria. Maria wurde die treue und stille Helferin ihrer Mutter und Geschwister, eine kleine Hausmutter, während Frau Goretti die Felder zu bestellen hatte. Diese befand sich damals in wirtschaftlicher Abhängigkeit von einem gewissen Serenelli, und beide Familien wohnten in dem gemeinsamen Landhause. Hier war es auch, wo der junge 18-jährige Serenelli, der sich, durch die Lektüre schlechter Schriften verlockt, schon öfter an das kleine, für sein Alter aber hochgewachsene und sehr entwickelte Kind herangewagt hatte — doch stets ohne Erfolg — am 5. Juli 1902 den furchtbaren Lustmord an ihr beging, sie, die ihm heldenhaften Widerstand leistete, mit dem Ruf: «Du bist Sünde, Sünde, Sünde mit einem dolch-

wie sie immer war. Es muss ohne Zweifel ein unaussprechlicher Jubel für das Mutterherz gewesen sein! Welch ein Lohn hat Gott ihr heute schon, noch auf dieser Erde, zuteil werden lassen!

Als ich am Morgen des 27. April der Seligsprechungsfeier in St. Peter mitten unter dem Volk beiwohnte, konnte ich mich einer starken Ergriffenheit nicht erwehren: Strahlend leuchtete in der «Gloria» Berninis das Bild der neuen Seligen auf, als das Dekret verlesen war, und die Schleier fielen, die das Bild bis dahin verhüllten. Im gleichen Augenblick erglänzte die Basilika in einem Meer von Lichtern, die in sinnreicher Anordnung von den Gewölben herunter und den Gesimsen entlang diesen an sich schon lichtvollen grössten Dom der Christenheit erleuchteten.

Ein ganz einfaches, an Alter so junges, an christlicher Reife so grosses Mädchen, ein Vorbild der Jugend, eine heilige Agnes des 20. Jahrhunderts blickte in seligem Triumph aus der hohen Mitte der Cathedra Sancti Petri, Aus der Verborgenheit und Vergessenheit des Landes, abseits von allen Strassen der Metropole, ist sie heute mitten in der Metropole der Christenheit bis in den strahlenden Glanz der «Gloria» Berninis erhoben worden.

Freude und Reue

Nach der Verehrung der Reliquien, dem Gebet des Hl. Vaters vor dem Bild der Seligen und der Segensandacht wurde die Mutter der neuen Seligen zum Hl. Vater geführt, der sie oftmals segnete. Es war ein ergreifender Augenblick! Nachher sagte die schlichte Frau: Am tiefsten habe sie der Augenblick bewegt, als der Stellvertreter Christi sich vor das Bild ihrer Tochter hingekniet habe, um zu ihr zu beten. — Nach der Feier zeigte sich der Hl.